

Neue Sachbücher

Ist die Grammatik eine Sache der Kultur?

Bekannt geworden durch seine linguistischen Forschungen im Amazonas-Becken, präsentiert Daniel Everett in seinem neuen Buch die menschlichen Sprachen als Werkzeuge, die nur zu erklären sind, wenn man sie als kulturelle Produkte begreift. Auf den ersten Blick ist das keine Neuigkeit: Dass sich die Kultur, von der Religion bis zur Technik, im Wortschatz und in den Metaphern einer Sprache niederschlägt, liegt auf der Hand. Aber Everett geht weiter: Für ihn ist auch die Grammatik bis in die Details der Flexion und des Satzbaus hinein ein Produkt der Lebensumstände, der Werte und der Weltwahrnehmung einer Gesellschaft. Die großen strukturellen Unterschiede zwischen den Sprachsystemen spiegeln also die Verschiedenheit kultureller Welten.

Damit stellt sich Everett gegen eine naturalistisch geprägte Auffassung von Sprache, wie sie von prominenten Linguisten wie Noam Chomsky und Stephen Pinker vertreten wird: Für sie ist Sprache im Kern kein gesellschaftlich geformtes Werkzeug, sondern ein neurobiologisch verankertes „Instinkt“, der bewirkt, dass Kindern in einer normalen sprachlichen Umgebung ihre Muttersprache von selbst zuwächst. Alle Sprachen beruhen danach auf derselben Universalgrammatik, quasi ein Lego-Kasten, der für jede Sprache denselben Bausatz bereithält. Nur welche Steine ausgewählt und wie sie zusammengesteckt werden, variiert in gewissen Grenzen. Die scheinbar enormen Unterschiede zwischen den Sprachen entpuppen sich in dieser Perspektive als oberflächliche Erscheinungen, Arabisch, Latein oder Deutsch schrumpfen zu Dialekten ein und derselben Welt-Sprache.

Zwar leugnet auch Everett nicht, dass das Sprachvermögen im Gehirn verankert ist. Aber er sieht hier kein autonomes Sprachzentrum am Werk, sondern ein Bündel allgemeiner kognitiver Fertigkeiten, die unter anderem auch Sprache ermöglichen und die über ganz unterschiedliche Hirnregionen verteilt sind. Zu diesen Kompetenzen gehören das Erfassen von Kausalitäten, die Verarbeitung schneller Sequenzen, die Unterscheidung von Gestalten und Hintergründen und die Fähigkeit, sich in die Gedanken anderer zu versetzen. Eine entscheidende Rolle spielt für Everett die „Intentionalität“ – worunter er die Fähigkeit versteht, Zeichen zu verwenden, um sich mit ihnen auf etwas zu beziehen. So anregend Everetts Streifzüge durch die verschiedenen Gebiete der Sprach- und Kognitionsforschung sind – zu vieles bleibt unverbunden und zu stark an der Oberfläche. Zudem vernachlässigt er viele Besonderheiten des kindlichen Spracherwerbs, die mittlerweile ausgiebig erforscht sind.

Die entscheidende Erkenntnisquelle, aus der sich Everetts antiuniversalistische Stoßrichtung speist, sind seine jahrzehntelangen Feldforschungen zur Sprache der Pirahã, eines wenige hundert Mitglieder zählenden Volkes an einem Nebenfluss des Amazonas. Ihnen widmete er sein vor drei Jahren auf Deutsch erschienenes Buch über „Das glücklichste Volk“. Everett war als evangelikaler Missionar zu den Pirahã gekommen. Seinen christlichen Glauben verlor er im Laufe der Zeit, aber er blieb als Linguist und wurde so zu einem der ganz wenigen Kenner dieser Sprache. Was sich ihm im Laufe der Jahre enthüllte, war eine Sprache, die zwar außerordentlich komplexe Wortstrukturen und Intonationsverläufe aufweist, die aber in anderer Hinsicht erstaunlich einfach ist – und – aus dem Blickwinkel europäischer Sprachen – elementare Lücken aufweist.

So gibt es Everett zufolge im Pirahã keine eigenständigen Farbbezeichnungen, sondern nur behelfsmäßige Augenblicksbildungen wie „undurchsichtiges Auge“ oder „durchsichtiges Auge“ für Schwarz und Weiß oder „es ist wie Blut“ für Rot.

Daniel Everett verfiert seine These, dass die Verschiedenheit der Sprachen in unterschiedlichen Lebensformen wurzle – und übergeht dabei die Argumente seiner Kritiker.

durch die Verschränkung präpositionaler Satzteile (in der Kiste auf dem Tisch).

Everett betont, dass die vermeintliche „Mängelliste“ weder von der Primitivität der Sprache noch von der mangelnden Intelligenz ihrer Sprecher zeugt. Für ihn ist hier vielmehr eine Kultur wirksam, die vom „Prinzip der unmittelbaren Erfahrung“ geprägt ist. Für die Pirahã zähle nur das, was im Hier und Jetzt wahrzunehmen ist oder was andere aus ihrem Umkreis erlebt haben und beglaubigen können.

Prägen die Besonderheiten ihrer Sprache nun auch die Denk- und Wahrneh-

mit Noam Chomsky befindet, dem wiederum die Rolle des gedankenblassen, aber scharfzüngigen Stubengelehrten zufällt.

Doch es gibt ernstzunehmende empirische Einwände gegen Everetts Pirahã-Darstellung. Neben seiner These von der Mythenabstinnung der Pirahã werden vor allem seine linguistischen Beobachtungen in vielen Punkten in Zweifel gezogen. Von diesen Diskussionen erfährt der Leser des Buches nichts. Im Literaturverzeichnis führt Everett nicht einmal seine Forschungsarbeiten, geschweige denn die Aufsätze seiner Opponenten auf.

cher Weise ließe sich belegen, dass Deutschen und Österreichern das Reden über abstrakte Denkprozesse eigentlich fremd ist, denn warum müssten sie sonst zu handfesten Umschreibungen wie be-greifen und erfassen Zuflucht nehmen. Mit der Rekursivität ist es im Deutschen ebenfalls nicht mehr weit her, wenn man aus dem zusammengesetzten Satz „Ich sehe, dass sie arbeitet“ die gereihten Hauptsätze „Ich sehe das; Sie arbeitet“ macht.

Nun sind Nevins, Pesetsky und Rodrigues wie fast alle Linguisten gegenüber Everett im Hintertreffen, weil sie kein



Neue Sachlichkeit

Konkurrenz belebt das Liedbuchgeschäft

Zwanzig Jahre sind es schon, seit das heute gültige Evangelische Gesangbuch eingeführt wurde. Eine großangelegte wissenschaftliche Liederkunde dazu erscheint in Einzelleistungen bei Vandenhoeck & Ruprecht. Sie hat es bisher auf siebzehn Hefte gebracht, in denen rund die Hälfte der 535 Lieder des Stammtells (ohne landeskirchliche Anhänge) sorgfältig und sachkundig nach Entstehung, Autor, Text und Melodie erläutert werden. Wenn das Tempo so bleibt, werden weitere zwanzig Jahre vergehen, ehe das Werk fertig wird.

Es ist bitter für die Verfasser und für den Verlag, dass nun ein Konkurrent diese Marktlücke nutzt und eine kompakte Liederschließung vorlegt, die ebenfalls, wenn auch kürzer, das Notwendigste zu Entstehung, Autor, Gehalt, Melodie und Rezeption der einzelnen Lieder korrekt und kompetent zusammenführt (Karl Christian Thust: „Die Lieder des Evangelischen Gesangbuchs“). Band 1: Kirchenjahr und Gottesdienst (EG 1-269). Kommentar zu Entstehung, Text und Musik. Bärenreiter Verlag, Kassel 2012. 484 S., geb., 39,95 €.

Freilich wachsen auch hier die Bäume nicht in den Himmel. Bisher liegt nur Band 1 vor, die erste Hälfte des Gesangbuchs umfassend, aber Fleiß und Liebe zur Sache treiben den Verfasser an, so dass der abschließende zweite Band nicht allzu lange auf sich warten lassen wird. Thust muss ja auch nur sich selbst koordinieren und disziplinieren, nicht eine ganze Schar von freiwilligen Mitarbeitern wie die große Liederkunde bei V&R. Er konnte sich außerdem bei dieser bedienen, wie diese in den Folgeheften sich bei ihm bedienen wird – Nachschlagewerke schreiben ja immer eifrig voneinander ab.

Die Speerspitze des Erkundungsfortschritts liegt in solchen Projekten bei den neuen Liedern, aber auch in diesem Bereich wird man nicht enttäuscht; Thust kennt die Szene und gibt gut Bescheid, etwa über „Das Volk, das noch im Finstern wandelt“ (Jürgen Henkys 1981), „Bewahre uns Gott“ (Eugen Eckert 1987) oder „Kommt mit Gaben“ (Detlev Block 1988).

Die große Liederkunde hat pro Lied mehr Platz und bietet aufgrund mehrerer Autoren viel Abwechslung in den stilistischen und gedanklichen Klangfarben, während Thust bei den 269 Liedern, die er in seinem ersten Band beschreiben muss, eine gewisse Einförmigkeit nur schwer vermeiden kann. Auch neigt er dazu, poetische Verse prosaisch zu paraphrasieren, was bei „Nun singet und seid froh“ zu dem Ergebnis führt: „Strophe 1 beginnt mit der Aufforderung zum Jubelieren und Singen.“ Aber derlei ist selten. Insgesamt hat hier ein kirchenliedkundiger Pfarrer im Ruhestand eine Respekt gebietende Einzelleistung vorgelegt. Es ist keine Kleinigkeit, 535 Lieder zu erschließen, darunter alte (wie „Macht hoch die Tür“, die Nummer 1 des Gesangbuchs), uralte (wie „Es kommt ein Schiff, geladen“) und neuere („Von guten Mächten“), in der Reihenfolge, wie sie die Gesangbuchrubriken vorgeben, mit gleichmäßiger Intensität und solider Kenntnis der hymnologischen Fachliteratur. HERMANN KURZKE



So tief können grammatische Gräben gar nicht sein, dass man sich nicht unterhalten könnte: Daniel Everett mit seinen Gastgebern im brasilianischen Urwald.

Foto Martin Schöllner

Ein Pronominalsystem existiert nur rudimentär, Wörter für zeitliche Verhältnisse sind ebenfalls ausgesprochen spärlich, grammatische Vergangenheitsformen fehlen ganz. Zu den erstaunlichsten Befunden gehört der völlige Mangel an Zahlwörtern. Unter Linguisten sorgte für besonders viel Aufsehen, dass das Pirahã nicht einmal über „Rekursivität“ verfügen soll: Damit ist die Möglichkeit gemeint, untergeordnete in übergeordnete grammatische Strukturen einzubetten, wie es zum Beispiel durch die Verbindung von Haupt- und Nebensätzen geschieht oder



Daniel Everett: „Die größte Erfindung der Menschheit“. Was mich meine Jahre am Amazonas über das Wesen der Sprache gelehrt haben.

Aus dem Englischen von Harald Stadler. Deutsche Verlags-Anstalt, München 2013. 463 S., geb., 24,99 €.

mungsweisen der Pirahã, wie die berühmte Hypothese des Linguisten Benjamin Whorf von der sprachlichen Determiniertheit der Weltbilder behauptet? Everetts Antwort fällt differenziert aus: In den Erzählungen der Pirahã entdeckt er durchaus rekursives Denken, auch wenn die entsprechenden Konstruktionen in der Grammatik nicht vorkommen. Auch die Farbwahrnehmung unterscheidet sich nicht wesentlich von der in Sprachgemeinschaften mit einem ausgebauten Farbwortschatz. Das Konzept der Zahlen und des Rechnens allerdings scheint den Pirahã trotz mehrerer Untersuchungsversuche tief fremd zu bleiben.

Die Passagen, die von Everetts Arbeit bei den Pirahã handeln, gehören zu den interessantesten des Buches. Zugleich jedoch sind sie problematisch, denn ausgeblendet bleibt, dass Everett hier Partei ist in einem Streit, der seit 2005 im Gang ist, als er seine Erkenntnisse in der amerikanischen Zeitschrift „Current Anthropology“ veröffentlichte. Die Medien haben Everett – mit Safarihut, im Kanu sitzend – inzwischen zum Indiana Jones der Linguistik stilisiert, der sich im Dauerduell

Vorgetragen wird die Kritik vor allem von den Sprachwissenschaftlern Andrew Nevins, David Pesetsky und Cilene Rodrigues, die selbst eher der universalistischen Schule zuneigen. Sie werfen Everett vor, dass er das Pirahã durch seine Analysen und Übersetzungen viel exotischer erscheinen lasse, als es eigentlich ist. Indem er Wörter und Sätze in einer bewusst verfremdenden Weise zerlege und ihnen etymologische Bedeutungen zuordne, die längst verblasst seien, entstehe erst das Bild einer „ganz anderen“ Sprache. In Wirklichkeit, so Everetts Kritiker, fehlen dem Pirahã weder Farbwörter noch rekursive Einbettungen, auch ein rudimentärer Zahlwortschatz sei vorhanden, und viele der vermeintlich außergewöhnlichen Grammatikmerkmale ließen sich in etlichen anderen Sprachen nachweisen.

Was mit dem Vorwurf der „Exotisierung“ und „Etymologisierung“ gemeint ist, lässt sich am deutschen Wort „grün“ illustrieren: Nimmt man seine Wortwurzel, nämlich „wachsen/sprießen“, als heutige Bedeutung an, müsste man folgern, dass das Deutsche über keine echte Bezeichnung dieser Farbe verfügt. In ähnli-

Pirahã sprechen. Stattdessen nutzen sie jedoch Argumente, die Everett selbst ihnen an die Hand gegeben hat: In seinen ersten Forschungsarbeiten zum Pirahã aus den achtziger Jahren analysierte Everett nämlich dieselben sprachlichen Daten noch ganz anders als zwei Jahrzehnte später: Von den Zahlwörtern bis zur Rekursivität – in seinen Beschreibungen aus dieser Zeit ist all das noch vorhanden. Everetts Kritiker halten diese frühen Untersuchungen für empirisch korrekter und logisch konsistenter. Everett selbst hält dagegen, die universalistischen Dogmen hätten ihm damals den Blick auf die Andersartigkeit des Pirahã so verstellt.

Einige Rätsel, die das Pirahã aufgibt, dürften sich jedoch lösen lassen, wenn man einen Blick in die Geschichte europäischer Sprachen wirft: Viele syntaktische Komplexitäten haben sich erst mit dem Entstehen der Schriftlichkeit herausgebildet, über die die Pirahã – wie Tausende anderer Sprachgemeinschaften – nicht verfügen. Gut möglich, dass die Amazonas-Sprache am Ende nicht viel exotischer ist als die Vorläufer des heutigen Deutsch. WOLFGANG KRISCHKE

Literatur

Der geplünderte und verwüstete Horizont

Ein Roman wie eine Wolke: Valeria Luiselli gelingt mit ihrem Debüt eine literarische Großtat. Sie schreibt mit „Die Schwerelosen“ gegen das literarische Vergessen an.

Selbst im Club der vergessenen Dichter scheint ihm die Mitgliedschaft versagt: Gilberto Owen – in den Literaturreisen Mexikos nie wirklich wahrgenommen, da im Ausland lebend; in den Vereinigten Staaten, wo er als mexikanischer Konsularangestellter schrieb, nicht publiziert, da aus dem Ausland stammend; aufgrund seines frühen Alkoholods zu Lebzeiten nie entdeckt. Als trunksüchtiger Schreibstübenvirtuose und als Art Pessoa der Neuen Welt. Nur dass er, anders als sein Zeitgenosse, auch nach dem Tod nie zu Ruhm kam. Auf Deutsch existiert noch nicht einmal eine Website, die über Owen Auskunft erteilt – geschweige denn eine Übersetzung seines Werks.

Dennoch wird er in Valeria Luisellis Roman „Die Schwerelosen“ in der New Yorker Verlagsbranche, die nach dem postumem Erfolg Roberto Bolaños auf der

Jagd nach neuen toten Dichtern für einen „neuen Lateinamerika-Boom“ ist, plötzlich als „neuer Bolaño“, ja sogar als „neuer, haltbarer Neruda“ gehandelt. Dabei schleicht sich beim Leser der Verdacht ein, Gilberto Owen selbst sei eine bolivianische Fiktion der Autorin nach dem Vorbild von „Die wilden Detektive“.

Doch wenn Valeria Luisellis Debüt trotz seines schmalen Formats als literarische Großtat einzustufen ist, dann allein schon dank der Tatsache, dass es ihr gelang, das Werk eines realen und wirklich bedeutenden Dichters wiederzuentdecken, der sich dem Blick der modernen Menschen immer wieder entzog: jener Wesen, die die Welt zum Objekt ihrer Instrumente machen und, wie es in seinem Gedicht „Schnappschuss“ heißt, beim enttäuschten Anblick des von Kulissenschiebern herabgelassenen Sonnenuntergangs „die Landschaft in ihren Kodak-Hülsen verstecken“. Dagegen setzt Owen die Sensibilität seiner Dichtung (aus der Valeria Luiselli, anders als aus Owens Briefen, bemerkenswertere nicht zitiert): „Und der Horizont, verwüstet / von der Raffgier der Touristen, / zieht in mein Herz als Emigrant.“

Von Emigration handelt auch der Roman. Die Erzählerin blickt auf ihr früheres Leben in New York zurück. Frei und

ungebunden, aber letztlich auch orientierungslos und einsam führt sie dort eine Bohème-Existenz mit wechselnden Liebhabern und Freunden. Wobei arbeitet sie für den Kleinverleger White, der ihr trotz ihres Hangs zur Kleptomanie und Mythomanie ein Auskommen sichert. Bis sie eines Tages zu weit geht: Um einen Owen-Boom künstlich zu befeuern, fälscht sie ein Manuskript ihrer eigenen englischen Übersetzungen des Dichters und gibt sie als Werk des berühmten Joshua Zvorsky aus (der, ironischerweise gar nicht berühmt ist, da in diesem Fall wirklich bolivianische Erfindung der Autorin).

Doch ihre Fabulation entspringt mehr einer Obsession als einem betrügerischen Instinkt. Als marginalisierte Fremde findet die Erzählerin in ihrem Landsmann den Widerhall ihrer selbst. Seine Streifzüge durch das New York der goldenen zwanziger Jahre in Begleitung seines Freundes Federico Garcia Lorca spiegeln ihre eigenen in der Gegenwart wider. Beide halluzinieren, begegnen in Bars und U-Bahn-Stationen den Geistern von Dichtern wie Ezra Pound. Owens Demütigungen als geschierterer Trinker und Vater zweier großbürgerlicher Scheidungskinder scheinen ihre Existenzängste zu kondensieren. Beide haben ein Gravitationszentrum verloren. Sie sind gravitations-

los: „Los ingravidos“ lautet der spanische Originaltitel.

„Roman wie eine Wolke“ heißt beziehungsweise eines von Owens Hauptwerken. Dieser Wolkenhaftigkeit widerspricht auf den ersten Blick die Erzählsituation von Valeria Luisellis Roman. Ihre Rückblicke schreibt die Erzählerin aus der Perspektive einer Mutter von zwei Kindern in Mexiko, die sich zum Verfassen ihres Romans in ihr Haus eingeschlossen hat, während ihr Mann, Autor von



Valeria Luiselli: „Die Schwerelosen“. Roman.

Aus dem Spanischen von Dagmar Ploetz. Verlag Antje Kunstmann, München 2013. 190 S., geb., 16,95 €.

Drehbüchern und Werbefilmen fürs Fernsehen, außer Haus seiner Arbeit nachgeht. Ihre frühere Bindungslosigkeit ist einer extremen Gebundenheit gewichen, die sich über das Leben hinaus in ihrer Literatur niederschlägt. Etwa in der Wortkargheit des Stils: „Ein schweigsamer Ro-

man, um die Kinder nicht zu wecken“. Das Gewicht der Familie lastet auf jeder Seite, bringt das Buch fast zum Ersticken: „Romane haben einen langen Atem. Ich habe ein Baby und ein mittleres Kind. Die lassen mir keine Luft. Alles, was ich schreiben ist kurzatmig.“ So erklärt sie die zuweilen nur wenige Zeilen langen Kapitel und die scheinbar unordentliche Strukturlosigkeit des Buchs als Ganzem.

Abends liest der Mann heimlich die Manuskripte und rückt Fakten, die sich über die Wirklichkeit erheben, wieder an ihren Ort. Denn der Roman beschreibt ihr eigenes Leben und folgt dabei auch dessen Kontroll- und Schwerezentren. Gabe es da nicht ein anarchisches Element: Gilberto Owen. Der nämlich gebärdet sich mit steigender Identifikation der Erzählerin zusehends als Usurpator. Von der dritten Person springt er in die erste, schwingt sich selbst zur Erzählerinstanz auf, berichtet seine eigene Geschichte, vertreibt schließlich die Erzählerin fast aus ihrem eigenen Buch. Sie taucht nur noch als Randfigur auf. Ja, sie erweist sich am Ende selbst als bloße Fiktion eines möglichen Romans von Gilberto Owen, als dessen Instrument sie die ganze Zeit diente.

Dennoch wird dabei nicht einfach ein Autoren- und Machtverhältnis durch ein anderes ersetzt. Die offenkundig an Vale-

ria Luisellis erklärtem Meister Sergio Pitto geschulte Reflexion des Schreibprozesses ist gänzlich frei von der arroganten Autoreferenzialität des postmodernen Autors, der in Imitation des barocken Künstlers als Herr über den von ihm geschaffenen Kosmos „souverän mit Mustern schalten konnte“, um es mit Benjamins Worten zu benennen. Die vermeintliche Kaperung des Romans ist in Wirklichkeit ein freiwilliges Kommenlassen.

Eine radikale Öffnung für eine Andersheit, die die Identität des Buchs und des eigenen Selbst willentlich ins Ungewisse verschiebt, in eine Schwerelosigkeit, die hier nun wieder kein Gravitationszentrum mehr kennt. Es ist die quasimystische Erfahrung von Ezra Pound (immerhin Owens Verfolger-Gespens), der in „Hision“ beschreibt, „wie die Seelen aller Großen / Zuweilen durch uns ziehen“ und wir „nichts sind als ihrer Seelen Widerschein“.

Wer Erzähler ist und wer Erzähler, wer Erfundener und wer Erlebter, was Realität und was Fiktion, ist in Valeria Luisellis Roman „Die Schwerelosen“ nicht mehr wahrnehmbar. Um es mit Gilberto Owens zu sagen: „Was in der Ferne vorbeizog, waren / unsere Schatten in anderen Welten.“ FLORIAN BORCHMEYER